

Manfred Sohn

MEZ-Veranstaltung am 17. Oktober 2015 „Geht dem Kapitalismus die wertbildende Arbeit aus?“

### **Sechs Diskussionsthese zum Einstieg**

#### **(nachträgliche Verschriftlichung des Referats)**

Zunächst bedanke ich mich bei Andreas und Marianna für die Organisation dieser Tagung und freue mich auf eine kontroverse Diskussion – wir wissen gemeinsam, dass der Widerspruch die Triebfeder der Erkenntnis ist.

Im Einladungstext ist „Die große Entwertung“ von Lohoff und Trenkle genannt. Zu dem Buch sage ich den Einführungsthese wenig; wir können es aber gerne ausführlicher zum Gegenstand der Debatte mache. Ich halte es für sehr gut in der Darlegung und historischen Konkretisierung, im weiteren Verlauf dann aber etwas selbstverliebt bei der Entwicklung neuer, m.E. eher verwirrender Begriffe wie zum Beispiel der „Waren zweiter Ordnung“.

Bedeutsamer ist das von dem Buch ausgehende Debatte in der t & p, die von der Redaktion nicht weitergeführt wurde – die jetzt gefundene Form einer Diskussion ist sicherlich auch die geeignetere Methode, die aufgeworfenen Fragen weiterzuverfolgen – deshalb will ich in meinen Einführungsthese gleich auf die Einwände eingehen, die Helmut Dunkhase und Stephan Müller dort veröffentlicht haben. These und Antithese bringen uns ja bekanntlich wissenschaftlich gemeinsam besser voran als krampfhaftes Suchen nach einem Minimalkonsens.

Die These habe ich versucht, so zu gliedern, dass am Anfang zwei hoffentlich unter uns unstrittige These stehen, dann zwei, die – hoffentlich – den Kern der Kontroverse treffen und abschließend zwei, die zum einen eingehen auf die geäußerten Einwände, zum anderen einige praktische Konsequenzen andeuten sollen.

Nun zu den These und ihrer Erläuterung:

I.

**Die Beantwortung der Frage nach dem Charakter der gegenwärtigen Krise ist entscheidend für die Beantwortung aller strategischen und davon abgeleitet auch taktischen Fragen für jede politische Kraft, die den Anspruch erhebt, den Kapitalismus zu überwinden.**

Die Frage nach dem Charakter dieser Krise ist in der Tat nicht zentral für eine Linke, die sich vor allem als den Kapitalismus möglichst zivilisierende Kraft innerhalb des Systems begreift oder – wie der sonst hochverehrte Professor Fülberth – davon ausgeht, dass der Kapitalismus auch in 500 Jahren noch existiert. Dann kann es in der Tat für die jetzt lebenden Generationen nur darum gehen, die Krisenfolgen für Arbeiter, Arbeitslose, Angestellte und Flüchtlinge zu mildern und auf eine etwas humanere Variante des Kapitalismus zu drängen: Rhein statt Manchester. Letztlich wäre das der Weg in eine vor allem moralisch argumentierende Linke. Ein Weg für Menschen in der Tradition Marx und Luxemburg ist das meines Erachtens nicht.

## II.

**Unter Marxistinnen und Marxisten gibt es keine Differenz über die Endlichkeit der „auf dem Tauschwert ruhende Produktion“, die „damit“ zusammenbricht, dass „die Surplusarbeit der Masse aufgehört (hat), Bedingung für die Entwicklung des allgemeinen Reichtums zu sein“<sup>1</sup>. „Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist *das Kapital selbst*, ist dies: dass das Kapital und seine Selbstverwertung als Ausgangspunkt und Endpunkt, als Motiv und Zweck der Produktion erscheint.“<sup>2</sup> Diese Selbstverwertung ist aber abhängig von der (tausch-)wertbildenden Arbeit, die aber im Rahmen des Kapitalismus „neben den Produktionsprozess (tritt) statt sein Hauptagent zu sein.“<sup>3</sup>**

Jörg Goldberg hat kürzlich in der „Z“ in seiner Rezension meines Buches „Am Epochenbruch“ davon geschrieben, ich sei ein weiterer Zusammenbruchstheoretiker. Das mag ja sein. Aber am Anfang dieser Reihe steht kein anderer als Karl Marx selbst, der ausdrücklich von „Zusammenbrechen“ schreibt. Es ist m.E. die Aufgabe der in seiner Tradition wirkenden Kräfte, nicht zu versuchen, den Zusammenbruch zu verhindern, sondern ihn zu beschleunigen, weil dieses System für die Menschheit keine humane Perspektive zu bieten hat.

Die Dynamik des Kapitalismus, die so oft – gerade in Kreisen der Partei „Die Linke“ (PdL) – beschworen wird, rührt aus dem Doppelcharakter der Arbeit als gebrauchswert- und tauschwertbildender Arbeit. Mit „wertbildend“ im Rahmen der heutigen Debatte ist ausschließlich letztere gemeint. Durch die Produktivitätsfortschritte wird beständig der Wert der einzelnen Ware gemindert – sei es nun ein Liter Milch, ein Kugelschreiber oder ein Automobil. Diese stetige Wertminderung muß der einzelne Kapitalist bei Strafe seines Verschwindens vom Markt beständig durch Ausdehnung der Warenproduktion insgesamt kompensieren. Das ist das Geheimnis seiner unermüdlichen, bis auf die letzte, die „wahre“ Schranke alle Schranken niederreißenen Expansion und gleichzeitig seiner Endlichkeit. Damit kommen wir jetzt zu den kontroversen Punkten.

## III.

**Die Unstrittigkeit dieser beiden Thesen vorausgesetzt geht die Hauptkontroverse dieses Tages um die Frage, ob diese wahre Schranke mit der sich seit 2007 entfaltenden weltweiten Krise des Kapitalismus in Sicht kommt oder nicht. Verfochten wird vom Autor dieser Thesen, daß dies der Fall ist. Wir erleben keine konjunkturelle und keine stinknormale Überproduktionskrise, keine vom Charakter der damals nur Teile der Welt erfassenden Krisen wie nach 1873 oder 1929, sondern eine in Dauer, Tiefe und den von ihr erfaßten Schichten und Regionen qualitativ gravierendere. Sie ist der Beginn der finalen Krise des Kapitalismus. Sie wird weder ein halbes Jahrtausend dauern, wie zuweilen in Kreisen der DKP gemutmaßt wird**

---

<sup>1</sup> Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1974, S. 593

<sup>2</sup> Ebender, MEW 23, Berlin 1975, S. 260, Hervorhebungen im Original

<sup>3</sup> Marx. Grundrisse, a. a. O., S. 593

**noch wird an ihrem Ende ein neuer kapitalistischer Regulierungstyp stehen wie vor allem in Kreisen der PdL vermutet – und teilweise angestrebt – wird.**

Mit jedem Monat wird deutlicher, dass diese Krise schon länger dauert als die große Weltwirtschaftskrise nach 1929. Sie umfasst nicht mehr nur Europa und die USA, sondern ohne Ausnahme alle Kontinente. Die Krise selbst ist ein Beleg für die seit 1929 erfolgte Vereinheitlichung der von Menschen bewohnten Welt als kapitalistisches Weltsystem. Die letzte Stufe der Herstellung dieses Weltmarktes begann 1989 mit der erfolgreichen Konterrevolution, mit der die wesentlichen Ergebnisse der Oktoberrevolution 1917 – der Versuch der Entwicklung eines nach eigenen Gesetzen funktionierenden sozialistischen Weltsystems – annulliert wurden. Der Ausbruch der weltweit wirkenden Finanzkrise 2008 markiert die Vollendung der sich zwischen 1989 und diesem Datum vollzogenen Herstellung des nunmehr alle Teile der Welt umfassenden globalen kapitalistischen Systems.

Dieses System ist seinem Charakter kein statistisches System, in dem wie in einer endlosen Folge eine Überproduktionskrise die nächste ablöst – so eine Art ewiger Kreislauf der zweiten Natur der Menschheit. Diese Krisen sind vielmehr – jedenfalls in der Denktradition Marx – die Momente oder anders ausgedrückt die Form der Annäherung an die wahre Schranke dieses Systems.

Je näher dieses System sich dieser letzten Schranke nähert, desto unmöglicher werden Maßnahmen der Heilung der Krisenerscheinungen, die innerhalb des Systemzusammenhangs verbleiben. Das ist der letzte Grund für die Unmöglichkeit der Versuche zum Beispiel von Wagenknecht oder Troost, dem Kapitalismus noch einmal eine weitere Wachstumsperiode zu beschern durch schulden- oder vermögensumverteilungsfinanzierte Wachstumsprogramme à la Keynes oder einem Neo-Erhard.

Was soll denn in Europa wachsen? Die Autoproduktion vermutlich nicht – mehr als zwei Autos pro Haushalt wird irgendwann ökonomisch wie ökologisch unsinnig und verbaut noch mehr als bisher den Aufbau eines ökonomisch wie ökologisch sinnvollen Verkehrssystems. Verwiesen wird in diesem Zusammenhang dann oft auf Erziehung, Pflege und Bildung. Das sind aber letztlich im Kapitalismus steuerfinanzierte Bereiche, die aus gutem Grund steuerfinanziert sind und nicht im Zentrum kapitalistischen Wirkens stehen, also „Gedöns“ sind, wie Gerhard Schröder in einer Anwendung von Restbegriffen seiner Marx-Studien aus der Jugendzeit als Kanzler einmal ausdrückte. Profite werden im Kern durch die Herstellung gegenständlicher Waren, die einen erheblichen fixen Kapitalstock voraussetzen erzielt. Nur in diesen Bereichen ist der Kapitalist ja in der Lage, die Nicht-Produktionsmittel-Besitzer zu zwingen, ihnen ihre Arbeitskraft zu verkaufen. Könnte jeder genauso gut Autos bauen wie Nachhilfe geben, wären alle jetzt gegen Lohn bei VW oder anderen arbeitenden Menschen selbstständige Autobauer. Investitionen in Pflege, Bildung, Kultur können keinen angemessenen Profit und damit keine dynamische kapitalistische Entwicklung tragen.

Auch die Empfehlung von Lucas Zeise in der heutigen „jungen Welt“ einer „Kur der Entwertung des Kapitals“ wie in früheren Überproduktionskrisen wird nicht helfen in einer Situation, wo schon vor der Kur die Arbeitslosigkeit nicht nur in den Peripherieländern des Kapitals, sondern in einem seiner Zentren selbst – dem südlichen Teil der Europäischen Union – mit 25 und teilweise

höheren Prozentsätzen die Dimensionen angenommen hat, die in der letzten großen Überproduktionskrise, also nach 1929 auf ihrem Höhepunkt in Deutschland 1932 erreicht wurden.

Geschichtliche Prozesse sind im Kern relativ simpel. Schwierig ist es, zu diesem Kern vorzudringen. Den von Marx gelieferten Schlüsselbund anwendend ist es aber möglich, zu diesem Kern vorzudringen. Ich will das in acht zugegeben grob vereinfachten Schritten versuchen:

1.

Reichtum – also Gebrauchsgüter und Zeit – gab es schon vor dem Kapitalismus und wird es nach ihm geben.

2.

Die Spezifik des Kapitalismus ist es, die Reichtumsentwicklung an die Kategorie Geld, die rudimentär, aber nicht als zentrale Kategorie auch in früheren Gesellschaftsformationen schon vorhanden war, und die an diese Kategorie gefesselte Erzeugung von Mehrwert –  $G'$  – zu koppeln.

3.

Das einzige, was in diesem Prozess der kapitalistischen (!) Reichtumsproduktion Mehrwert erzeugt, ist die Ware Arbeitskraft.

4.

In seiner unablässigen Jagd nach Profit muss (!) das Einzelkapital, getrieben durch den Stachel der Konkurrenz, genau diese Ware aber beständig aus dem Produktionsprozess verdrängen.

5.

Ein Ausgleich der durch den wachsenden technischen Apparat der kapitalistischen Produktion tendenziell sinkenden Profitraten ist nur durch immer mehr Profitmasse möglich – daher der Zwang dieses Systems zur Expansion um jeden Preis.

6.

Getrieben durch diese Dynamik reißt der Kapitalismus alle regionalen, religiösen und geographischen Schranken nieder.

7.

Diese wahnsinnige Jagd ist erst beendet, wenn zwei Voraussetzungen erfüllt sind: Die Herstellung eines einheitlichen Weltmarktes und die innere Landnahme aller bisher nicht kapitalistisch befriedigten Bedürfnisse nach Erziehung, Bildung, Kultur. Ist die ganze Welt, ist erst Gesundheit, Bildung und Kultur erst Markt geworden, gibt es keine neuen Sphären der Kapitalverwertung mehr, in denen die Ware Arbeitskraft noch auf dem Niveau profitabel verwertet werden kann, auf dem das Sinken der Profitrate noch durch das Steigen der Profitmasse aufgefangen werden kann.

8.

Exakt dieser Punkt ist mit Beginn des 21. Jahrhunderts nach einem rund 300jährigen Prozess in sichtbare Nähe gerückt: Die Herstellung des Weltmarktes wurde zwischen 1989 und 2008 vollendet und die wissenschaftlich-technische Revolution vernichtet beständig mehr Arbeitsplätze als sie neue Plätze für die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft entstehen lässt.

Das ist im Kern alles und deshalb wird keine noch so ausgefeilte Währungspolitik helfen und es wird auch kein neuer kapitalistischer Regulierungstyp entstehen – es ist Ende Gelände.

Das ist nun eine gruselige Vorstellung vor allem für diejenigen, die wissen um den Zusammenhang der großen Krise von 1873 mit dem großen Krieg von 1914 und den Zusammenhang der großen Krise von 1929 mit dem großen Krieg von 1939. Die erste dieser beiden großen Krise erzeugte als innerkapitalistischen Krisenbewältigungsversuch den Monopolkapitalismus und trieb mit dieser Reaktion verbunden den Nationalstaat zu der blutigen Blüte, die sich dann im August 1914 voll zu entfalten begann. Die Bewältigung der großen Krise 1929 gelang erst mit der forcierten Aufrüstung erst in Deutschland, dann auch als Reaktion auf dessen Aggressivität in anderen Ländern einschließlich den USA, die folgerichtig in der großen Bereinigung von menschlichen Arbeitskräften und Kapitalstöcken zwischen 1939 und 1945 mündete. Die Größe der sich jetzt entfaltenden Krise lässt noch größere Eruptionen auf der politischen Oberfläche des Systems vermuten. Aber Kopf in den Sand hat noch nie genützt.

Damit kommen wir nun zur zusammenfassenden These

#### IV.

**Die Tatsache, dass es „zu keinem Zeitpunkt nach dem Ende des II. Weltkriegs ... so viele Krisen, Konflikte und Kriege (gab)“<sup>4</sup> wie gegenwärtig, hängt in seinem inneren Kern mit diesen Prozessen zusammen. Sie sind abstrakt von Marx bereits im 19. Jahrhundert entdeckt worden und entfalten sich nach der endgültigen Herstellung des kapitalistischen Weltmarktes seit 1989, indem im Zusammenhang mit den Produktivitätsschüben der 3. Industriellen Revolution beständig mehr menschliche Arbeitskraft aus dem kapitalistischen Verwertungsprozess verdrängt als in ihn hineingesaugt wird. Sichtbar war diese Schranke bereits mit der Krise in den 1970er Jahren. Die Integration der vorher noch außerhalb des kapitalistischen Weltsystems stehenden Staaten des Warschauer Paktes und Chinas und das Explodieren des fiktiven Kapitals haben diese damals fällige finale Krise bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts aufgeschoben. Die in der weltweiten Verschuldung einerseits und den ihr gegenüberstehenden fiktiven Vermögenmassen andererseits bestehenden Ansprüche an künftige Profite sind in der Perspektive nicht mehr realisierbar. Die von Marx gesehene wahre Schranke ist innerkapitalistisch nicht mehr überwindbar.**

Fällig war die Annäherung an die dadurch auftauchende „wahre Schranke“ mit der Krise 1975. Ihre Entfaltung wurde durch zwei Prozesse. Zum einen hat die Erschließung der nach 1989 im kapitalistischen Sinne frei werdenden Räume der ehemals sozialistischen Staaten die sonst

---

<sup>4</sup> Aufruf des Liebknecht-Luxemburg-Bündnisses zur Demonstration am 10. Januar 2016

üblichen Stockungen vorübergehend gelöst. Zum anderen hat sich die Rolle des fiktiven Kapitals gewandelt.

Marx nennt bekanntlich vor allem in ersten Band seines Hauptwerkes Kapital gelegentlich fungierendes oder auch „wirkliches“ Kapital, allgemein aber dort schlicht „Kapital“. Im dritten Band seines Hauptwerkes, das zu seinen Lebzeiten nicht mehr erscheinen konnte, trennt er demgegenüber davon das „fiktive“ Kapital. Tut er das, um uns zu quälen? Nein, er braucht diesen Begriff, um einen Vorgang zu beschreiben, der zu seinen Zeiten noch keine so zentrale Rolle spielte, aber schon als wesentliches Strukturelement des heranwachsenden Kapitalismus sichtbar wurde. Wenn ich mit meinem Geld eine Ware kaufe – ob nun ein Auto zum Freizeitvergnügen oder um es in einem Unternehmen einzusetzen – tausche ich Geld gegen Ware. Damit wird das Geldvermögen der Gesellschaft nicht vergrößert. Habe ich dieses Geld aber nun nicht und besorge es mir bei der Bank, geschieht etwas fundamental anderes. Die Bank leiht mir 40.000 Euro. Die schulde ich ihr. Mit meinem Geld gehe ich weg und kaufe das Auto. Die Bank aber hat nun einen Schuldtitel gegen mich, den sie notfalls per Gerichtsverfahren zwangsvollstrecken kann. Dieser Schuldtitel ist bares Geld wert – nicht wegen der Zinsen und Zinseszinsen, die ich darauf zu zahlen habe, sondern unabhängig von ihnen. Die Bank kann diesen Besitzanspruch handeln wie eine Ware. Das Geld ist selbst handelbare Ware geworden: ein Wertpapier. Es kommt also zu einem „doppelten Dasein derselben Geldsumme als Kapital für zwei Personen“, wie Marx schreibt (MEW 25, S. 366). Rosa Luxemburg, eine Generation später als ihr Meister, hat darauf hingewiesen, daß diese Verdopplung des Geldes durch den Kredit zum einen den Ausbruch der im Kapitalismus üblichen Krisen hinauszögere, zum anderen ihre Wucht vervielfältigen müsse. Mit dem „schwarzen Freitag“ 1929 gab die Welt ihr posthum recht.

Zur Lösung dieser bisher schwersten Erschütterung der kapitalistischen Welt hat der bürgerliche Ökonom John Maynard vorgeschlagen, der Staat solle seine vorher abgesehen von Kriegszeiten vorhandene Zurückhaltung hinsichtlich der Vermehrung von Geld aufgeben, sich von der Bindung des Geldes an eine konkrete Ware – dem Gold – lösen und seinerseits Kreditgeld in die Wirtschaft pumpen. Fiktives Kapital gibt es in verschiedenen Formen. Neben dem Kredit waren die inzwischen fast ausgestorbenen Wechsel in Marx' Zeiten üblich, außerdem Unternehmensanleihen und auch Aktien, die nach der Gründerkrise 1873 ihren großen Aufschwung erlebten, gehören in die Kategorie des „fiktiven Kapitals“, mit dem sich der nominelle Kapitalwert gegenüber dem realen Reichtum einer Gesellschaft auf dem Papier verdoppelt. Dadurch, dass seit dem Siegeszug des Keynesianismus auch die staatlichen Zentralbanken sich an der Schaffung fiktiven Kapitals beteiligten, ist aus diesem im Kapitalismus urwüchsig entstehenden Kapital-Vermehrungs-Glimmen ein weltweiter Flächenbrand geworden. Aus marxistischer Sicht – und damit aus der Sicht der Vernunft – ist die Produktion von Reichtum aber letztlich niemals fiktiv, sondern immer nur real: Einen Reichtum jenseits neuer Gebrauchswerte oder gewonnener Freizeit gibt es nicht. Aus kapitalistischer Sicht interessiert sich Kapital egal ob fiktiv oder real hingegen für Gebrauchswerte überhaupt nicht. Es ist interessant nur dann, wenn ich in Zukunft mit seiner Hilfe Profit erzielen kann.

Hier aber liegt der Schlüssel für das Verständnis unserer ganzen gegenwärtigen Etappe des Kapitalismus. Durch die stete Vermehrung des fiktiven Kapitals wächst das Nominalkapital wie eine Lawine an. Diese Papiere, auf denen die Zahlen mit den vielen Nullen stehen, sind im Kern aber nichts anderes als ein Versprechen auf künftige Profite. Das hatte für die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts anfangs sogar etwas Positives und Rationales. Mit diesem auf künftige

Gewinnerwartung hin vorgeschossenen Kapital wurden die riesigen Investitionen des sogenannten fordistischen Zeitalters getätigt, die selbst reiche Unternehmen aus eigenen Mitteln nicht hätten finanzieren können: Riesige Autofabriken, Flugzeugfabriken, Schienennetze und Kabel kreuz und quer durch die kapitalistischen Wohlstandsregionen. Einen rationalen Kern hatte dieser Vorschuss auf künftige Gewinne deshalb, weil mit der Entwicklung von Produktionsprozessen die Zeitdauer bis eine Investition sich ins Verdienen bringt, immer länger wird. Die Investition in eine Textilfabrik zu Marx' Zeiten hat sich schneller gelohnt – oder eben nicht – als die in die Entwicklung eines neuen Großflugzeuges, bei der zwischen erster Skizze und Flugtauglichkeit gut ein bis drei Jahrzehnte ins Land gehen können. Deshalb ist die Verlängerung der Gewinnerwartung teilweise nachvollziehbar – aber eben nur teilweise. Überwiegend ist die irrational. Und auch das hat einen Grund, von dem schon die beiden erwähnten Ahnen aller revolutionärer Umtriebe wussten: Kein Kapitalist hat je Profit nur aus Grund und Boden, Maschinen und Rohstoffen erzielt – egal wie wunderbar seine Maschinen waren und sind. Profit gibt es immer nur, indem dem Produktionsprozess menschliche Arbeitskraft beigemischt wird. Sie ist die einzige wertbildende Ware im Kapitalismus. Getrieben durch die Konkurrenz muss er Kapitalist aber genau diese Ware ständig aus dem Produktionsprozess herausrationalisieren, also vertreiben. Alle Schübe der industriellen Entwicklung haben immer einen doppelten Effekt: Sie rationalisieren Arbeitsplätze weg und schaffen gleichzeitig neue Industrien mit neuen Massenabsatz-Märkten. Das war so bei der Dampfmaschine, die das Ende der mit der Hand arbeitenden Weber war, aber gleichzeitig mit Eisenbahnen, Kohle und Stahl ganz neue Industrien schuf und das war so mit der zweiten industriellen Revolution, die mit Elektro- und Ottomotor zwar die Heizer auf der Dampflok neben die Gleise warf, aber neue Industrien schuf, in denen zu Millionen vorher nicht kapitalistisch verwertete Arbeitskraft verwertet wurde. Mit der dritten, der mikroelektronischen Revolution hat sich das geändert: Zwar bauen jetzt Menschen, die das vorher nicht taten, Handys und Smartphones zusammen. Aber dafür braucht es keine dutzenden von Millionen, sondern nur noch ein paar zehntausend Arbeitskräfte weltweit. Die Rationalisierungseffekte dieses Schubs übersteigen seine Gier nach neuen kapitalistisch verwertbaren Arbeitskräften deutlich. Abzulesen ist das am Pegel der Jahr für Jahr ansteigenden massenhaften Dauerarbeitslosigkeit vor allem junger Menschen in allen kapitalistischen Regionen.

Kommen wir damit zu den kritischen Hinweisen zu der hier vertretenen Argumentation.

## V.

**Die von verschiedener Seite vorgetragenen Einwände gegen diese These sind hinsichtlich ihrer Wünschen nach empirischen Belegen gut zu befriedigen. Der mehrfach vorgetragene Vorwurf des Eurozentrismus ist der Versuch der Verdrehung der Frontstellung: Das Ankommen an der wahren Schranke ist überhaupt erst erklärbar durch die Herstellung eines kapitalistischen Weltsystems nach 1989, dem sich kein Teil der Welt – das schrumpfende Europa erst recht nicht – wird entziehen können. Die Kritik ist berechtigt dort, wo sie darauf hinweist, daß es eine Schwäche der von Marx begründeten Wissenschaft ist, sich in den Prognosen hinsichtlich der Dimension der Zeit mehrfach geirrt zu haben. Das betrifft diese Traditionslinie vom Gründer über Rosa Luxemburg bis hin zu Robert Kurz und anderen.**

Der zentralen These der Debatte, die jetzige Krise markiere das Ankommen an die bereits von Marx und Luxemburg analysierte Schranke, die der Kapitalismus nicht mehr überwinden könne, haben Helmut Dunkhase und Stephan Müller ihre Gegenthesen in der Zeitschrift „T & P“ gegenübergestellt.

Beginnen wir mit Helmut. Sein erster Einwand lautet, es könne „keine Rede davon sein, dass die dritte industrielle Revolution zu einem historisch einmaligen Produktivitätssprung geführt hätte“<sup>5</sup>. Er teilt das von ihm so bezeichnete Paradoxon, dass man in Produktivitätsstatistiken vom Computerzeitalter nichts sehen könne. Ähnlich wendet Stephan ein, „Manfred Sohn und Co. versuchen, sich der systematischen Überprüfung ihrer Behauptung anhand von statistischen Datenmaterial zu entziehen.“

Die Produktivitätsstatistik der Stahlerzeugung in Deutschland sieht so aus: 1980 produzierte ein Beschäftigter im Durchschnitt 152 Tonnen Rohstahl, 2013 waren es 488 Tonnen. Bei Rückgang der weltweit Beschäftigten von 9,5 auf 8,5 Millionen Menschen produzierte die Autoindustrie dieser Erde 1980 knapp 40 Millionen PKW, 2007 aber knapp 75 Millionen. Die bei den 500 größten Konzernen Beschäftigten, insgesamt 65 Millionen der über 7 Milliarden Menschen des Erdballs, produzieren inzwischen 40 Prozent des in Geldströmen erfassten Sozialprodukts – in den 1990er Jahren waren es noch rund 25 Prozent<sup>6</sup>. Diese gewaltigen Entwicklungen sind ohne Mikroelektronik undenkbar und eigentlich nur zu bestreiten mit dem Hinweis, die vielen Roboter aus der Halle 54 in Wolfsburg, aus der Menschen praktisch verschwunden sind, bestünden zu 98 Prozent aus ganz herkömmlichen Materialien, die mit Mikroelektronik nichts zu tun hätten. Im Übrigen behauptet niemand, dass es nicht vorher vergleichbare Produktivitätssprünge gegeben hätte – nur wurden sie eben anders als heute begleitet mit dem Schaffen neuer Produktions- und damit Profitfelder, deren Ausschöpfung das Einsaugen von Millionen weiterer Arbeitskräfte benötigte. Das ist aber heute offensichtlich nicht der Fall – oder wo gibt es die neuen Gebrauchswerte, vergleichbar mit Eisenbahnen oder Autos oder der Industrialisierung der Hausarbeit, die zu ihrer Herstellung Millionenheere von kapitalistisch verwerteten Arbeitskräften benötigten?

Ich will als bekennendes Landei und Niedersachse zwei weitere Beispiele anfügen. In dem kleinen Örtchen Damme produziert der weitgehend unbekannt Landmaschinenbauer Grimme pro Jahr rund 5000 Kartoffelmaschinen her. Die größte dieser Maschinen – der Vierreihler – erntet in einer Saison so viele Kartoffeln, dass damit den gesamten Bedarf einer Stadt in der Größe Hannovers – also rund einer halben Million Menschen – zu decken. Auf ihr sitzt ein Landwirt und zieht mithilfe dieser Maschine in derselben Zeit so viele Kartoffeln aus der Erde wie noch zwei Generationen vor ihm tausende von Landarbeiterinnen und Landarbeitern.

In dem Betrieb, in dem ich seit rund drei Jahrzehnten arbeite – einem Versicherungskonzern – sind in dieser Zeit die klassischen Sachbearbeiter, die Antrags- und Schadenakten bearbeiten, weitgehend durch Maschinen ersetzt worden, die diese Abläufe per EDV erledigen.

Natürlich kann man – so wie das Helmut gestützt auf Robert Solow tut – behaupten, die Einführung der Computer hätte mit den Produktivitätsfortschritten seit ihrer Einführung nichts zu

---

<sup>5</sup> Alle folgenden Zitate, soweit nicht anders angegeben, aus Nr. 38 der „T&P“ vom Januar 2015

<sup>6</sup> Die Werte der Produktivitätssteigerung in der Stahlindustrie ergeben sich bei Eingabe der Stichworte „Produktivität Stahlindustrie“. Die Angaben zur Autoindustrie lassen sich in „Lunapark 21“, Extra 02 vom Oktober 2009, herausgegeben von Winfried Wolf auf S. 8 finden, die Berechnungen zur Gesamtzahl der in den Global 500 Beschäftigten ergeben sich aus eigenen Berechnungen, die ebenfalls auf Winfried Wolf fußen und im Buch „Am Epochenbruch“ auf Seite 136 belegt sind.



tun. Aber bei allen vier Beispielen gibt es mindestens zwei Gemeinsamkeiten: In allen Bereichen ist lebendige Arbeit durch tote ersetzt worden. Und in allen der sie ersetzenden Maschinen stecken Mikrochips, die Metalltemperaturen messen und danach Produktionshandlungen auslösen, Autoteile der Karosserie zusteuern, per Sensoren die Tiefe der zu erntenden Früchte bestimmen und Aktenkennzeichen erfassen. Natürlich ist es nicht möglich, prozentual zu bestimmen, was an den erreichten Produktivitätsfortschritten nun den eingesetzten elektronischen Datenverarbeitungsmaschinen und was durch klassische Rationalisierungen erfolgt ist. Die Schwierigkeit, solch komplexe Prozesse in ihre Ursachenbestandteile zu zerlegen ist aber meines Erachtens kein Argument, den Anteil der EDV an den Produktivitätsfortschritten der letzten Jahrzehnte zu leugnen. Zu leugnen ist aus nicht, dass zwar für die EDV-Entwicklungen und die Bedienung der entsprechenden Maschinen wiederum Menschen gebraucht werden – aber unter dem Strich eben sichtbar weniger als vorher. Anders sind die stetig steigenden Dauerarbeitslosigkeitszahlen kaum zu erklären und im Übrigen sind die Manager weder in der Agrarindustrie noch in der Stahl- oder Autoindustrie oder den Versicherungen stockdoof und setzen auf tote statt auf lebendige Arbeit obwohl sich das überhaupt nicht rechnet.

Der qualitativ neue Charakter der Krise, die wir jetzt und in den kommenden Jahrzehnten erleben, hängt mit diesen Prozessen zusammen, mit denen die Menschen eben zunehmend neben den eigentlichen Produktionsprozess treten – der erwähnte Landwirt könnte seine Maschine übrigens, wenn die Gesetze das erlauben würden, auch von zu Hause aus steuern.

Die Antwort von Helmut führt zu seinem zweiten Einwand: Die hier verteidigte These sei „einem eurozentristischen Blick entsprungen“.

Als Karl Marx und Friedrich Engels sich mit dem Kapitalismus zu beschäftigen begannen, wurden durch die beginnende Mechanisierung der Textilindustrie Tausende von Menschen arbeitslos gemacht, die vorher zu Hause – als sogenannte Verlagsarbeiter – mit der Hand, vor einfachen mechanischen Webstühlen sitzend, Stoffe webten. So sehr sie sich auch anstregten: Die Preise ihrer Produkte sanken, weil Stoffe vergleichbarer Qualität nun aus den Textilfabriken billiger auf den Markt kamen. Bevor sie aber als soziale Schicht ganz von der Geschichtsbühne abtraten, hat sich die Zahl der zu Hause Webenden, hat sich sogar die Stundenzahl der Nutzung ihrer alten Webstühle nicht abgesenkt, sondern sogar gesteigert: Statt acht oder zehn Stunden schufteten sie nun zwölf oder 16 Stunden, und in der Zwischenzeit mussten nun auch andere, die vorher nicht so eingespannt waren, sondern sich vielleicht um Küche und Hof kümmerten oder spielend die Welt erkunden durften, an die Webstühle: Frauen, Kinder, Alte.

Marx und Engels haben den Grund dafür enthüllt: Es ist im Kapitalismus völlig nebensächlich, wieviel Arbeitszeit von wie vielen Menschen in ein Produkt einfließt. Im Kapitalismus wird nur die gesellschaftlich durchschnittlich notwendige Arbeitszeit gezählt. Alle darüber hinausgehende vernutzte Zeit wird über die Markt- und Konkurrenzgesetze beim Verkauf der Waren gestrichen, annulliert. Sie ist wertlos, wertlose Liebesmüh.

Der Prozess, der sich damals auf regionalen und nationalen Märkten abspielte, spielt sich jetzt auf dem Weltmarkt ab. Der Mechanismus aber ist derselbe: Immer mehr Waren werden nicht mehr außerhalb von kapitalistischen Märkten, sondern als kapitalistische Waren hergestellt. Bei ihrer Herstellung wird immer weniger menschliche Arbeitskraft benötigt. Damit sinkt ihr Wert tendenziell. Gleichzeitig werden aber immer mehr Menschen, die vorher ihre Existenz auch außerhalb der kapitalistischen Warenwirtschaft bestreiten konnten (wie früher die Ehefrau oder der Bruder des Webers, die sich um Garten, Schweine und Hühner kümmerten), dieser Existenzgrundlagen beraubt. Sie müssen ihre Arbeitskraft verkaufen. Also schwillt vorübergehend die Zahl der Verkäufer von Arbeitskraft sogar an. Aber ihr Stundenlohn wird immer erbärmlicher,

weil auf dem Markt nur das entlohnt wird, was dem gesellschaftlich notwendigen Durchschnitt entspricht. Das aber ist der Prozess, der sich auch in den einst mit viel Hoffnung verbundenen Ländern Brasilien, Russland, Indien und China abspielt und in den ILO-Statistiken spiegelt: Weil die Arbeitskraft billig ist, werden für eine Weile Fabriken ausgelagert, um die dortige Arbeitskraft – wie früher die der alten Weber – eine Weile mit zu vernutzen. Aber das ist nur das Erkaufen einer Galgenfrist, deren Zeit in dem Maße abläuft, wie die Produktivitätsentwicklung nach und nach auch die Fabriken der dortigen Regionen erreicht. Also sinken tendenziell die Wachstumsraten in China, während die Arbeitslosigkeit dort ebenso steigen und sich chronifizieren wird wie in Indien, wo das bereits länger anschwellende Heer dauerhaft Ausgegrenzter übrigens die letzte Hauptursache für den Wahlsieg rechtsgerichteter Hindi bei den Parlamentswahlen im Jahre 2014 war. Die Rettung des Kapitalismus durch eine nachholende kapitalistische Entwicklung außerhalb der etablierten Zentren Westeuropa/USA/Japan ist eine Fata Morgana.

Bevor wir zu Helmut Einwänden kommen, die weniger politökonomischer, sondern politisch-strategischer Natur sind, wenden wir uns kurz einem Haupteinwand Stephans zu, der nicht im Kern deckungsgleich mit den eben abgehandelten Einwänden ist. Er wirft die Frage auf „Was heißt ‚zur Zeit‘? Die Schwäche der Argumentation ... zeigt sich ... in ihrer zeitlichen Unbestimmtheit...“. Das stimmt, unsere beständigen Irrtümer hinsichtlich der Dimension der Zeit ist eine Schwäche. Wer sich das Werk des verstorbenen Robert Kurz ansieht, findet dort eine ganze Serie von Prognosen, die in dem von ihm vermuteten Zeitraum nicht eingetreten sind. Aber wir alle singen unentwegt vom „letzten Gefecht“ und der große Meister hat bekanntlich die „Grundrisse“ in der sicheren Erwartung beschrieben, die sich zu jener Zeit entfaltende große Krise werde den Beginn vom Ende des Kapitalismus markieren. Die Dramatik, Tiefe und weltumspannende Weite der gegenwärtigen Krise lässt aber vermuten, dass die gegenläufigen Faktoren, die der Prognose Marx entgegenwirkten, auslaufen. „Zur Zeit“ heißt also, um eine Prognose zu wagen: In dieser Hälfte des 21. Jahrhunderts wird sich die 1989 begonnene finale Krise des kapitalistischen Systems bis hin zu revolutionären Situationen selbst in seinen Zentren steigern.

Marx hatte recht, als er schrieb: „Die Surplusarbeit der Masse hat aufgehört Bedingung für die Entwicklung des allgemeinen Reichtums zu sein, ebenso wie die Nichtarbeit der Wenigen für die Entwicklung der allgemeinen Mächte des menschlichen Kopfes. Damit bricht die auf dem Tauschwert ruhende Produktion zusammen... Das Kapital ist selbst der prozessierende Widerspruch (dadurch), dass es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren stört, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt.“<sup>7</sup> Und weil er damals recht hatte, hat heute die KKE recht, die sich im Moment von linken Gutmenschen prügeln lassen muss, weil sie den großen Syriza-Hype nicht mitreitet mit dem nüchternen Hinweis, im Rahmen des Kapitalismus sei keine Lösung der griechischen Krise machbar. Deshalb – und damit kommen wir zu den strategischen Fragen – nützt „ein radikaler Schuldenschnitt“, wie ihn Helmut vorschlägt und Yanis Varoufakis bis zu seiner semantischen Tänzerei auch noch forderte, im Kern nichts. Nehmen wir an, diese ganzen schönen linkssozialdemokratischen Forderungen nach einem Marshall- oder Merkel-Plan, nach Schuldenschnitt usw. würden erfüllt. Es gäbe zunächst einen Hasen- und Igel-Wettlauf um die Atomisierung von Vermögen, um der von Helmut vorgeschlagenen Grenze von 100.000 Euro Schonvermögen, den derjenige mit der bestorganisierten Verwandtschaft oder ersatzweise mafiösen Strukturen gewinnt und diejenigen ohne viele Kinder, Neffen, Nichten und Skrupel verlieren. Das gibt ein großes Drama – aber danach ist gar nichts gewonnen. Um bei Griechenland zu bleiben: Was außer Oliven und Touristenherbergen aller Art sollen denn mit den Investitionen aus den neue aufgelegten

---

<sup>7</sup> Karl Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1974, S. 593

Kreditprogrammen entstehen? Etwa noch mehr Autofabriken, wo doch Deutschland allein bald den ganzen Kontinent mit seinen Karossen vollstellen kann? Oder Software-Buden, auf die als Einnahmequelle schon diejenigen vergeblich gehofft hatten, die – bestens ausgebildet – auf dem Maidan ihre Wut auf enttäuschte Hoffnungen herausgeschrien und –geschossen haben? Die schlichte Frage „Was sollen die von den heutigen profiterzeugenden Industrien nicht mehr gebrauchten Menschen denn profitabel erzeugen?“ bleibt von Helmut, Stephan und anderen unbeantwortet.

Es gibt als Antwort auf diese Frage stattdessen einen Vorwurf mit einer interessanten semantischen Selbstkorrektur. Schreibt Helmut am Anfang noch, die angegriffene These referierend, von dem Gedanken, „dem Kapital gehe die Wert schaffende Arbeit aus“, so wird das im weiteren zu der vermeintlichen These vom „Ende der Arbeit“. Stephan flüchtet sogar in die für jeden Marxisten ehrabschneidende Behauptung, mein Stichwortgeber sei Jeremy Rifkin. Hier aber liegt der feine und gleichzeitig himmelweite Unterschied: Es geht nicht um das Ausgehen der Arbeit. Es geht um das Verschwinden der im Kapitalismus Wert bildenden Arbeit. Arbeit gibt es ohne Ende: Bildung, Kultur, Alten- und Krankenpflege. Es gibt auch Millionen und Abermillionen, die sinnvolle Beschäftigung suchen. Aber weil im Kapitalismus alles in die Formel  $G-W-W'-G'$  gepreßt werden muß, aller Reichtum, alle sinnvolle Beschäftigung durch diesen Flaschenhals hindurch muß, um gesellschaftlich wirksam werden zu können, gibt es weder durch Schuldenschnitte noch durch – wie Lucas Zeise hofft – sanfte Inflation oder Marshall- oder Merkel-Pläne innerhalb dieses Systems keine Lösung der gegenwärtigen Krise mehr.

Helmut nennt diese Einsicht, Leserinnen und Leser „im Regen stehen“ zu lassen. MarxistInnen sind weder Regenschirmproduzenten noch Politpädagogen, die Wahrheit nur in kleinen Dosen verteilen, weil sie Angst haben, zuviel vertragen die armen Schülerinnen und Schüler nicht. Vielleicht liegen wir mit unseren Analysen falsch. Bisher scheinen sie mir aber durch die beiden hier besprochenen Interventionen nicht widerlegt. Dann wäre es aber nicht nur falsch, sondern empörend, wenn wir nicht uns und allen, die auf uns hören, klaren Wein einschenken. Deshalb verfängt seine letzte schreckliche Drohung auch nicht, die angebotene These führe dazu, dass „die kommunistische Partei ... ihre Existenzberechtigung (verlöre)“ und wir alle sollten nur noch auf das „revolutionäre ‚wahre Ereignis‘ warten“. Dagegen gilt die Position von Rosa Luxemburg, dass es nichts Revolutionärereres gibt als das schonungslose Offenlegen der Wahrheit. Deshalb ist der heutige Kurs der KKE richtig wie der der großen FKP 1981 an der Seite Mitterrands falsch war. Die Wahrheit, dass der Kapitalismus für niemanden aus der A-Klasse der Ausgebeuteten wie der Ausgegrenzten noch eine reale Perspektive hat, wird der Organisation, die sie verbreitet, Kräfte zuführen – nicht das Schüren von Illusionen in Schuldenschnitte und andere Eingriffe in der Zirkulationssphäre.

Kein Vorwurf ist also meines Erachtens so absurd wie der des Eurozentrismus. Umgekehrt wird ein Schuh draus: Rosa Luxemburg hatte eben doch recht als sie analysierte, dass der Kapitalismus die noch nicht von ihm erschlossenen Gebiete ums Verrecken brauche. „Der Drache spuckt kein Feuer mehr“, titelte am 17. Julia 2015 die „Wirtschaftswoche“ und wies damit darauf hin, dass nach den Hoffnungen, Brasilien, Russland, Indien oder Südafrika werde der siechen Weltwirtschaft neuen Atem einhauchen, nun auch die Hoffnung, China werde das tun, sterbe.

Die ökonomischen Nachrichten von dort kommen zwar sozialistisch verbrämt daher, sind aber von den Zahlen und Handlungen her wie ein Remake aus den Zeiten, in denen die kapitalistischen Stammländer gegen die sinkenden Wachstumsraten der 60er Jahre ankämpften. Die Maßnahmen, um wenigstens die planmäßigen sieben Prozent Wachstum zu halten, sollen dort die staatlichen Ausgaben um knapp elf Prozent steigen – damit wir das staatliche Defizit wachsen in der Hoffnung, so kreditfinanzierte Impulse in der nichtstaatlichen Wirtschaft zu generieren. Die Schulden Chinas – Staat, Unternehmen, Banken und Haushalte

zusammengerechnet -, die im Jahre 2000 noch 2,1 Billionen Dollar betrug, haben sich aber unter anderem durch die Konjunkturprogramme im Gefolge des Kriseneinbruchs 2008 auf 28,2 Billionen Dollar mehr als verzehnfacht. Die chinesische Politik der Exportorientierung und der massiven Investitionen in die heimische Infrastruktur hat Kapazitäten aufgebaut, die verzweifelt Absatzmärkte suchen – das gilt für Werften, Glashersteller oder die Stahlindustrie, die „alle“, so berichtet das „Handelsblatt“ am 3. März, mit den „vorhandenen Maschinen und Personal mehr als doppelt so viel“ ausstoßen könnten. Daher kommt im Übrigen auch der Preisdruck auf den Stahlmärkten, unter denen die europäische Stahlindustrie gegenwärtig leidet – das aber ist das Gegenteil von Eurozentrismus; es ist der Beleg für die endgültige Herstellung des Kapitalismus als Weltsystem. Ob China oder die anderen BRICS-Staaten – die unterlegen denselben Mechanismen wie jedes andere Volk, das sich den Gesetzmäßigkeiten des kapitalistischen Systems unterwirft. Um billiger als der Konkurrent zu produzieren, muss die Volksrepublik, wenn sie nicht ewig darben will, menschliche Arbeitskraft durch Technik, also lebendige Arbeit durch tote ersetzen. Das Herausdrängen wenig qualifizierter Arbeit wird aber jetzt schon durch die Einstellung neuer, qualifizierter Arbeitskräfte nicht kompensiert. Im Dezember 2014 berichtete die „Wirtschaftswoche“, dass im Jahre 2014 über sieben Millionen Chinesen ihr Hochschulstudium abgeschlossen hätten – vor 15 Jahren waren es noch eine Million. Dreißig Prozent von ihnen sind arbeitslos. Die Mittelschicht, die sich bei der nachholenden Modernisierung, die in China an ihre Grenzen stößt, herausbilden sollte, entsteht zwar – aber eben, wie die „Wirtschaftswoche“ leider zu Recht formulierte, „intelligent, hart arbeitend, aber unterbezahlt. Sie zählt ... zu Unterschicht.“ So kann man das Wegsacken der vielbeschworenen Mittelschicht in den Keller des kapitalistischen Systems auch formulieren.

Vor der Abschlussthese will ich noch einmal auf die Dimension der Zeit zurückkommen. Ich fände es aber absurd, in einer Zeit, in der Apologeten des Kapitalismus selbst dieses System zunehmend infrage stellen, als Linke diejenigen zu sein, die ihm angesichts dieser dargelegten Faktenlage ein Weiterfunktionieren mindestens bis ans Ende dieses Jahrhunderts attestieren.

Was bedeutet das für die praktische Arbeit von Revolutionärinnen und Revolutionären hier und heute? Damit komme ich zur Abschlussthese.

## VI.

**Das Näherrücken der wahren Schranke des Kapitalismus und damit der Übergang dieses Systems von seiner expansiven in seine kontraktive Phase verändert alle politischen Kategorien – von der Kriegsfrage zum Charakter des Faschismus bis hin zur Unmöglichkeit, die aufgehäuften Widersprüche noch mit Mitteln der Geldpolitik und/oder eines Keynes- (oder gar Erhard-) Remakes zu lösen. Der Ausweg aus einer Krise dieses Charakters und dieses Ausmaßes kann nur in einer grundlegend anderen Organisation der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion jenseits von Markt, Staat und Kapitalismus liegen, also in einem (nach Pariser Kommune und der russischen Oktoberrevolution) dritten Anlauf zum Sozialismus, in dessen Zentrum – wie im ersten – die Kommune stehen wird. Der, wenn dieser Anlauf gelingt, erfolgende Bruch mit der Epoche der auf dem Tauschwert beruhenden Produktion ist die einzige (dünne) Hoffnung zur wahrscheinlichen Alternative des globalen Absinkens in Jahrzehnte von Krise, Kriegen und Barbarei.**

Die Flüchtlingen, die hier anlanden, nachdem die kapitalistischen Zentren zuerst ihre wirtschaftlichen Grundlagen zerrüttet haben und in diese zerrütteten Gesellschaften dann Waffen geliefert haben, sind Vorboten großer Erschütterungen, die auch die scheinbaren Festungen des Kapitals erfassen werden. Dennoch wird dieses Jahrzehnt zumindest hierzulande wohl keine Zeit aktuell erforderlicher großer geschichtlicher Taten für Revolutionärinnen und Revolutionäre sein. Es ist aber dringend Zeit, große geschichtliche Taten vorzubereiten – wissenschaftlich und organisatorisch. Die Handwerkerlei im System ist – wie sowohl die Wirkungslosigkeit der parlamentarischen oder Regierungsarbeit der Partei „Die Linke“ als auch das Scheitern von Syriza an den selbstgesteckten Zielen beweist – Zeitverschwendung. Effektive Nutzung der Zeit und der Kraft von Menschen, die über dieses System hinauskommen wollen, ist zum einen alles, was Gegenkräfte im realen Alltag stärkt – über solche Bewegungen wie die im Wendland gegen die Atomkraftwerke, Haus- oder Fabrikbesetzungen oder alles andere, was unter die Losung fällt „Diesem System kein Cent und keine Stimme!“. Das ist, wie es heute geschieht, die kollektive Arbeit an der Debatte um den Charakter der Krise, weil sich die Köpfe erst dann in die richtige Richtung in Bewegung setzen, wenn sie begriffen haben, woher die Gefahr kommt und wo der Ausgang aus der drohenden Katastrophe sich befindet. Und drittens geht es darum, die Organisation aufzubauen, die aus revolutionärer Theorie und Widerstand revolutionäre Praxis entwickeln kann – und zwar genauso gleichzeitig global wie kommunal wie auch das Handeln des Kapitals wirkt.

Dieser Dreiklang aus intensiver Theoriearbeit, Widerständigkeit und dem Aufbau revolutionärer Organisationsstrukturen bereitet den 3. Anlauf zum Sozialismus vor.